

Gemeinnützige Blätter

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

Sonntag

10. September

1837.

Nähere Nachrichten

über das Wirken des ungarischen Missionairs Andreas Vizoczký, Weltpriesters aus der Zipser Diocese, in Nordamerika, geschöpft aus seinen Briefen. (Vergl. Nr 64.)

Mitgetheilt von Dr. Romy.

(Beschluß von No 71.)

Aus seinen Schreiben aus Cotheville vom 23. Decemb. 1834 (abgedruckt in den Berichten der Leopoldiner-Stiftung, IX. Heft, Wien 1836, S. 60—63) theile ich folgende Stellen mit.

„ — — — Ich fühle mich bei weitem nicht mehr so vollkommen gesund, als zu der Zeit, wo ich Wien verließ. — Es könnte wohl auffallend erscheinen, daß ich von hier abziehe, *) da ich mein Werk noch nicht vollendet habe; allein der Schein trügt. Ich habe zwar hier, während der kurzen Zeit meiner Anwesenheit sehr wenig gethan; doch jeder nach seiner Kraft, und es ist ja schon viel, wenn man eine einzige Seele für den Himmel gewinnt. Vom 14. Nov. des vorigen Jahres, des Antrittes meiner hiesigen Mission, bis zur Stunde, taufte ich 68 Menschen von verschiedenem Alter und verschiedenen Nationen. Unter diesen einen 26jährigen amerikanischen Engländer und zwei wilde Mädchen. Diese alle würden sich noch im Stande der Ungnade befinden, da sich hier die Aeltern wenig darum kümmern, ob ihre Kinder die heilige Taufe empfangen, und man sich gezwungen sieht, sie weit und breit in den Wäldern aufzusuchen. Ich vernahm 425 Beichten, und welche Beichten! Ich weinte selbst, wenigstens innerlich, da ich so alte Sünder sich in Thränen über ihre begangenen

Missethaten baden sah. Ich copulirte 3 Paar junge Menschen, die sonst ohne Zweifel auf eine unerlaubte Art zusammen gelebt hätten. Ich bestattete 15 Todte zur Erde, die sonst ihren Thieren gleich begraben worden. — — — Ich habe in meinem Missionsbezirke, von 75 englischen Meilen, 80 katholische Familien von 400 Seelen, aber kein — Brod.

Endlich theile ich noch folgende Stellen aus einem Schreiben des Missionairs Friedrich Baraga zu Detroit am 15. Febr. 1835 *) über unsern Landsmann mit. „Im gegenwärtigen Monate Februar ist eine unvermuthete, jedoch für mich sehr erfreuliche Veränderung in der Mission der seligen Jungfrau Maria am Großen-Flusse (Grand-River) vorgefallen. Der Missionär Hr Andreas Vizoczký ist mit Einwilligung unsers Hochw. Herrn Bischofs Rese zu mir nach Grand-River gekommen, mit dem geheimen Wunsche, in dieser Mission zu bleiben, wenn es unser Bischof für gut finden sollte. Er überraschte mich sehr, als er mir diesen seinen Wunsch eröffnete; und da ich eben anderer Geschäfte halber nach Detroit zu gehen hatte, so sagte ich ihm, daß ich mit dem Bischofe darüber reden, und dann das thun wolle, was mir der Bischof zu thun befehlen wird. Ich ging nun nach Detroit (200 amerikanische Meilen weit von Grand-River). Der Hochw. Hr Bischof war sehr zufrieden, als er mich ankommen sah, und versicherte mich alsogleich, daß es ganz in seinem Wunsche sei, daß Hr Vizoczký zu Grand-River verbleibe, um die Mission fortzuführen, und daß er mich im Frühjahr, sobald die Schifffahrt wieder offen sein wird, mit sich nach dem Norden nehmen wolle, um wieder dort eine

*) Nämlich in die Mission nach Grand-River zur Belehrung der Wilden. R.

*) Abgedruckt im IX. Hefte der Berichte der Leopoldiner-Stiftung, Wien 1836, S. 47—51.

neue indische Mission zu begründen. — — — — —
Die Mission am Grand-River wird nun von dem frommen Priester Viszoczky fortgeführt werden, und wie ich hoffe, sehr gut. Er kann zwar nicht indisch sprechen, allein er hat einen sehr braven Dolmetsch, und nimmt sich auch vor, sich fleißig auf die Erlernung der Sprache zu verlegen. In den 16 Monaten, die ich in dieser Missions-Station zubrachte, habe ich 170 Indier getauft. Viele habe ich noch dem Hrn Viszoczky als Katechumene hinterlassen, die er wohl bald wird taufen können. Es ist nun allda eine sehr niedliche, mit den Geschenken meiner Missionswohlthäter ausgeschmückte Kapelle, die sehr bequem alle indischen und canadischen Katholiken aufnehmen kann, und ein solides und bequemes Pfarr- und Schulhaus. *)

Neuere Nachrichten über unsern Landsmann Viszoczky sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Indigo-Surrogat.

Bei den ungeheuren Summen, die jährlich für die bisher für unentbehrlich angesehene Farbmateriale aus allen Ländern nach Ost- und Westindien gehen, muß folgende englische Notiz auf dem ganzen Continent das lebhafteste Interesse erwecken. Ein gewisser Herr Headricks aus Copthal Chambers erlangte kürzlich ein Patent auf die Erzeugung eines Indigo-Surrogats, und auf die Verbesserungen damit zu färben. Sehr ausgedehnte Gebäude wurden zu Stratford zum Behuf dieser Anstalt errichtet, wodurch eine große Anzahl von Leuten mit der Auffammlung des Blutes in den Schlachthäusern und eben so von alten Horn, Leder oder andern animalischen Bestandtheilen beschäftigt wird. Alles dieses wird mit einem Zusatz von Alkali calcinirt, wodurch man ein reines Salz erlangt. Dieses Salz, verbunden mit Säuren und Eisen, erzeugt eine feine, glänzende blaue Farbe, die auf Wollen und andern Geweben der Einwirkung von Licht und Luft widersteht, folglich dauerhaft ist. So gelangen wir

*) Hr Baraga ist ein Oesterreicher aus dem Königreich Syrien, hat sich die indianische Sprache bereits ganz angeeignet, und auch Einiges darin drucken lassen. Die Formel bei der Kreuzbezeichnung „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ lautet in der Winnehego-Sprache der Indianer folgendermaßen: Bejeanina Hiancirira Arike, Inikirira chike Wakoppinepina. Nackeijes Kejesi.

R—y.

im Inlande zum Ersatz eines Artikels, für dessen Stapelplatz bisher größtentheils Bengalen angesehen wurde. Man errichtet nun im Flecken Southwark und zu Ost-Ford Färbereien, um dieß Surrogat zu verwenden, und viele Hundert Stücke Tuch wurden gefärbt, worauf sie den mit Indigo gefärbten vorgezogen wurden, da sich die Farben brillanter und dauerhafter als jene bewährten, die durch den Gebrauch des Indigo erlangt wurden.

Ein solcher Erfolg verdiente von allen unseren Chemikern und Berlinerblau-Fabrikanten beherzigt zu werden.

Rupprecht.

Unfehlbares Mittel gegen die Leichdornen.

Wenn dasselbe auch schon hier und da bekannt sein mag, so ist dieß doch nicht mit der passenden Anwendungsart der Fall. Das Mittel selbst ist bloßes Althee fett (ung. altheae). Man erweiche die Leichdornen zwei Tage hinter einander, täglich dreimal in heißem Wasser, worin Seife aufgelöst worden ist, und stelle den Fuß hinein, so heiß man es ertragen kann. Hierauf schneide man mit einem scharfen Messer die Leichdornen so tief als möglich aus, nehme dann ein dünnes Leder, worin sich ein Loch von der Größe des Leichdorns befindet, befestige es an die Zehe und schmiere etwas von der erwähnten Salbe hinein, binde dann zwei Lederchen, doch ohne Leder, fest darauf, und lasse die kranke Zehe vierzehn Tage bis drei Wochen in Ruhe, öffne dann die Zehe, und der Leichdorn wird sich bis auf die Wurzel herausheben lassen. Bei vorchriftmäßiger Anwendung ist dieses Mittel ein unfehlbares, höchst wohlfeiles (man braucht kaum für einen Pfennig Salbe), und muß eben deshalb öffentlich bekannt gemacht werden.

Ein Gemälde aus dem Kaiserreiche.

In den vertraulichen Mittheilungen, welche Josephine ihrer Ehrendame machte, gefiel sie sich hauptsächlich, sich in die Zeiten ihrer ersten Liebe mit dem General Bonaparte zurückzuversetzen. Um ihn als leidenschaftlichen und an ihren glänzenden Siegeswagen als Sklave gefesselten Liebhaber darzustellen, trug sie kein Bedenken, diesen großen Mann all des kaiserlichen Glanzes zu berauben, und kleidete ihn in der Erinnerung in seinen kleinen dürftigen Oberrock und den kleinen runden Hut der Reserve.

„Als Bonaparte mit dem Hof machte,“ erzählte eines Tages Josephine, allein mit Frau von La Roche-foucauld in den Gärten von St. Cloud lustwandeln,

„da besaß ich keine Equipage mehr, ich ging zu meinen Marchands und Geschäftsleuten zu Fusse; der Preis für einen Glaser hätte zuweilen meine Wirthschaftsrechnung derangirt. Der General bot mir oft den Arm und da er sich beim Gehen sehr beschmutzte, so war ich jedesmal ganz mit Roth bespritzt.“

„Einige Tage vor meiner Vermählung ging ich zu Raguideau, meinem Notar, um Einiges in Bezug auf mein Vermögen festzusetzen. Bonaparte, der mich begleitet hatte, ließ mich allein in das Cabinet des öffentlichen Beamten eintreten und wartete in der Schreibertube auf mich. Ich sprach absichtlich nicht mit Raguideau von der nahen Verbindung, die ich schließen wollte: dieser brave Mann war in Betreff des Kapitals von solider Schicklichkeit unbeugsam, er begriff nicht die Gewalt der Liebe und wäre um Alles in der Welt nicht von seinen positiven Ansichten abgewichen, weshalb er, zwar stets in der besten Absicht, ein lästiger Sittenprediger war. Aber vergebens vermied ich es, mit meinem Notar von meiner vorhabenden Vermählung zu reden; er hatte sie bereits durch das öffentliche Gerücht vernommen und leitete zuerst das Gespräch darauf.

„Sie heirathen also wieder, Bürgerin Beauharnais?“ sprach er im ernstlichen Tone.

„Ja, Bürger. Nichts beweist mir, daß die unglücklichen Zeiten, die wir überstanden haben, nicht wiederkehren werden; und die Lage einer allein dastehenden Frau unter solchen kritischen Umständen ist wirklich unerträglich... Ich gebe mir eine Stütze, indem ich die Gattin eines Generals der Republik werde.“

„Der Vicomte von Beauharnais war auch General der Republik, und Sie wissen, welchen Schutz dieser Titel ihm verliehen hat.“

„Ach! Bürger, Beauharnais hatte das Unglück, Vicomte zu sein...“

„Ist der General Bonaparte nicht auch von Adel?“

„Ja; aber er hat am 13. Vendemiaire der Republik einen Dienst erwiesen, den sie nicht wird vergessen können.“

„So lange er sich nützlich zu machen weiß,“ erwiderte der Notar kopfschüttelnd.

Die Thür des Cabinets war nur angelehnt; Bonaparte konnte meine Unterredung mit dem Notar anhören; und erst kürzlich erzählte er mir, daß er bei Raguideau's letzter Bemerkung zu sich gesagt hatte:

„Wenn Männer meines Schlages bemerken, daß

sie aufstehen können, in einer Revolution nützlich zu sein, so arbeiten sie daran, sich fürchtbar zu machen... Ich werde daran denken, wenn es Zeit ist.“

„Die Gründe, welche sie anführen, um Ihre zweite Vermählung zu rechtfertigen,“ fuhr Raguideau fort, „scheinen mir von geringem Gewicht zu sein, und ich behaupte, daß Sie Unrecht daran thun... Ich glaube, Sie werden noch Ursache haben, diesen Schritt zu bereuen.“

„Ich denke es nicht.“

„Gott gebe es! aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es eine Thorheit ist, einen Mann zu heirathen, der weiter nichts als seinen Adelsmantel und den Degen besitzt.“

Bonaparte hatte um so mehr diese letzten Worte des Notars hören müssen, da dieser sie mit besonderm Nachdruck ausgesprochen hatte. Aber als ich zu dem General zurückkehrte, so erwähnte er nichts von dieser Kabinetsitzung; nie war seitdem bis zur Zeit unserer Krönung zwischen uns die Rede davon. Ich war fest überzeugt, daß mein Bräutigam, in seiner Zerstreung oder in Gedanken versunken, die strengen Einwürfe des Bürgers Raguideau überhört hatte.

Aber am Krönungstage ließ mich der Kaiser am Morgen ersuchen, auf sein Zimmer zu kommen, woselbst ich ihn schon mit dem großen eigens zu dieser Feierlichkeit gefertigten Kostüm von außerordentlicher Pracht bekleidet antraf.

„Liebe Josephine,“ redete er mich bei meinem Eintritt an, „ich habe so eben einen meiner Wagen fortgeschickt, um Jemanden von Ihrer Bekanntschaft zu holen.

„Wen denn, Sire?“

„Einen großen Propheten.“

„Das lehrt mich nichts.“

„Ein Orakel, das gleich der Unglück weissagenden Cassandra Ihnen vor acht Jahren ein elendes Leben prophezeit hat.“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Ihre Augen werden Sie belehren,“ versetzte lachend Napoleon: „wenden Sie sich nach der Thür...“

„Ich wandte mich um,“ fuhr Josephine fort, „und erkannte den Notar Raguideau, den ein Kanzler demüthig, zerknirscht und bestürzt hereinführte; denn der Befehl des Kaisers hatte ihn an seine unglückliche Weissagung von 1796 erinnern müssen.“

„Herr Raguideau,“ redete ihn Se Majestät heiter gelaunt an, „Sie sind ein Mann von Verstand und vortrefflichen Rathschlägen ... In dem Augenblick, wo ich mit Ihnen rede, besitze ich keinen Sou unter der Sonne väterliches Erbe: mein ganzes Vermögen beschränkt sich noch immer auf den Mantel und den Degen ... Aber, fuhr Napoleon fort, ein wenig den köstlichen Mantel mit dem reichsten Edelsteinbesatz aus einander schlagend, Sie sehen, daß mein Mantel gerade von keinem schlechten Geschmacke zeugt, und was den Degen anlangt, fügte der Kaiser hinzu, der so eben das kaiserliche Schwert umgürtet hatte, dessen Knopf der Regent zierte, so werden sie gestehen, Herr Raguideau, daß er im Nothfall die Stelle von einigen Domainen vertreten könnte; und Sie wissen auch, daß er in meiner Hand ein ziemlich produktives Gut ist...“

Sire, ich flehe Ew. Majestät an...

„Ihnen nicht mehr zu zürnen,“ fiel der Kaiser lachend ein; „mein Gott, Herr Raguideau, ich zürne Ihnen nicht im Mindesten von der Welt ... Im Jahre 1796 riefen Sie Josephinen nach Ihrem Gewissen; ich habe Sie bloß deshalb in die Tuileries kommen lassen, um Ihnen persönlich ein halbes Duzend für Ihre Familie in Notre-Dame aufbewahrte Plätze zu offeriren. Hier ist das Billet, fuhr Napoleon fort, es von einer Console nehmend; der Wagen, den ich Ihnen sandte, steht den ganzen Tag zu Ihrer Disposition ... Leben Sie wohl, Herr Raguideau.“

„Der arme Notar entfernte sich in der äußersten Verwirrung und wie mit Purpur übergossen unter tausend Verbeugungen ... Dennoch machte er Gebrauch von der leichten Gunst, deren Balsam Napoleon über seine verletzte Eigenliebe ausgoß. „Die sechs in Notre-Dame am Krönungstage aufbewahrten Plätze,“ sagte er zu sich, „sind doch besser, als wenn mich Se Maj. für den in Betreff des Generals Bonaparte gegebenen unhöflichen Rathschlag zur Rechenschaft gezogen hätte ... Ich war schlecht inspirirt im Jahre 1796; hätte ich Josephine's Vermählung gebilligt, so würde ich jetzt der Notar des Kaisers sein.““

Boboli.

Ein Reisender theilt Nachstehendes über Boboli, ein kleines Dorf, mit, wo man die schönsten italienischen Strohhüte macht.

Florenz (Firenza) hat seinen Namen von den Blumen, mit denen seine Umgebungen geschmückt sind; man sieht daselbst nichts als Jasmin, Orangen u., welche die Luft mit ihrem süßen Dufte füllen. Die Bäuerinnen von Boboli sind so kokett als hübsch. Besonders gefiel mir ihr Anzug. Man denke sich auf dem schönsten Körper einen kurzen, leichten, gewöhnlich scharlachrothen oder blauen Rock; die Arme fast bis an die Achseln entblößt, diese aber von Bändern umgeben, die im Winde flattern, und deren verschiedene Farben trefflich zu der schönen Haut passen; Feldblumen an dem Abasterbusen, wie in den hängenden Flechten des ebenholzscharzen, langen Haares, und darüber einen kleinen Strohhut auf der Seite.

Diese Bäuerinnen von Boboli mit ihren kleinen Fingern machen jene langen und feinen Strohflechte, aus denen man dann die elegantesten Hüte verfertigt. Sie verdienen des Tages zwölf, achtzehn Groschen bis einen Thaler, je nach der Feinheit dieses Geflechtes und diese Summe wird noch bedeutender, wenn man bedenkt, wie wohlfeil man in Italien leben kann. Gewöhnlich sind diese Strohflechterinnen von Boboli außerordentlich hübsch.

Miscellen.

Eine vor Kurzem in Wien erschienene Broschüre, betitelt: „Neue Methode für Multipliciren, Dividiren und Quadriren“ u., hat die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt. — Der Verfasser dieser Schrift (Hr Hülf aus Pesth), der dieselbe nach dessen unlängst zu Paris erschienenem, und daselbst mit entschiedenem Beifall aufgenommenem Werkchen: „Le calcul sans chiffres“ bearbeitet hat, stellt hier mit wenigen Worten die genannten Rechnungsarten auf eine Weise dar, die ganz neu, überraschend, und jedem Rechner zugänglich ist. — Einem Befehle des Sultans zufolge sind türkische Ingenieure mit der Aufnahme eines Planes von Constantinopel beschäftigt, wornach eine topographische Karte dieser Hauptstadt, nebst dem Namensverzeichnis sämtlicher Viertel und Straßen, herausgegeben werden soll.

Auflösung des Logogriphs in No 72.

S r o m p e t e r.